

# Der Rosenhof [Fortsetzung]

Autor(en): **Wenger, Lisa**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 3

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-634033>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Berner Woche

in Wort und Bild

Nr. 3  
XV. Jahrgang

Bern  
17. Januar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

## Das Begräbnis.

Von Carl Spitteler †.

Mir war im Traum, sie täten dich begraben,  
An einem Sonntag, draußen unterm Wald,  
Mit Singen und mit Beten. Leisen Crittes  
Durch eine Seitenpforte naht ich traurig,  
Entblößten Haupts von hinten der Versammlung.  
Da stockte plötzlich der Gesang. Erstaunt  
Mit scheuen Blicken starrten sie nach mir.

Die Mähner zischelten. Ein Gärtnerjunge  
Schob mir mit dienstbesieff'nem Grinsen heimlich  
Durch meine Finger einen Kranz von Dornen.  
Aber die Menge teilend trat der Pfarrer  
Mir feierlich entgegen, schrieb das Kreuz  
Auf meine Stirn, legte die heilige Schrift  
Mir auf die Brust und las mit lauter Stimme:  
„Vergib, auf daß man dir vergebe“, las er.

Da regte sich's im Dornenkranz, und wuchs  
Und quoll wie Blut im Frühling. Rote, samt'ne  
Großmächt'ge Königsrosen fraßen wuchernd  
Die lichte Luft, den leiderfüllten Kirchhof.  
Blieb nichts mehr übrig als ein stilles Antlitz,  
Von Schmerz verschönt, die Heimataugen  
Wehmütigen Blicks mich grüßend durch die Rosen.

## Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 3

Bernhard sollte sie begleiten und tat sich nicht wenig darauf zugute, daß er den Ritter spielen durfte und Susanna als Schutz mitgegeben wurde. Er hob mit Anstrengung den Reisefack mit dem gelben, gestickten Hirsch in den Wagen und holte eilig die geblühte Schachtel mit dem Sandkuchen, den Mutter für die Tante Ursula hatte backen lassen, herbei. Im Deckel stand: Bitte zurücksenden. Pfarrhaus Bergeln. Mit roter Tinte hatte eine andere Hand das gleiche geschrieben. Sogar ein drittes Mal baten vorsorgliche Mutterhände um Rücksendung. Sorgsam hingemalt stand das Datum dabei: Im Mai, 1795. Basel. Auf dem Deckel klebte ein mit einem Goldrand geschmücktes Bildchen.

Es erfreute noch jezt jeden Empfänger eines Kuchens, denn es stellte zwei Narren dar, die sich bei der Hand hielten, einen Dumm-Peter-Besen im Arm eingeklemmt hatten und lachten. Sogar die Zahnluke sah man noch, die den großen Mund des Waller-Pepi schmückte. Wie die schöne und merkwürdige Schachtel nach Bergeln gekommen, wußte man nicht.

Bernhard hielt sie während des Fahrens mit den Füßen fest und belehrte Susanna dabei über alle die Dinge, die

die Tante nicht erlaube. Sie sah ihn ernsthaft an und sagte, daß sie das alles von selber nicht tue.

Frau Anna-Liese hatte sämtliche Kleider Susannas geflickt, hatte ihr die Locken wunderschön glatt und lang neben den Ohren festgesteckt, ihr weiße Spitzenhöschen angezogen, die wie holländische Pfeifenrohre ihr um die schlanken Beinchen schlotterten, und ihr ein Taschentüchlein verehrt, das Susanna nun zierlich, die vier Zipfel herunterhängend, in der Hand trug, wie es sich schickte. Sie hatte ihre Glanzlederschuhe anziehen dürfen und den flachen Hut mit den gold und braunen Bändern. Sie hingen ihr weit über den Rücken herunter.

Recht herzlich war der Kuß gewesen, den die Pfarrerin dem kleinen Pflegling mitgab, und mit klaren Tränen in den Augen hatte sie die beiden Schwesterlein einander umarmen lassen.

Susanna war nicht bange davor, zu fremden Leuten zu fahren. Sie freute sich auf den Rosenhof, ganz besonders auf die wunderbaren Transparentäpfel, die blaß sein sollten wie grünlicher Marmor. Und auf die Stachelbeersträucher und die Johannisbeerhecken, von denen man pflücken durfte, so viel man wollte.

Sie und Bernhard saßen im Wagen mit viel Würde. Sie beschloßen, Vater und Mutter zu sein, das heißt, Susanna schlug es vor, und Bernhard tat ihr den Gefallen. Wenn Leute vorbei kamen, neigte Susanna das Köpflein, und Bernhard schwang die Mütze. Manchmal sangen sie zusammen: „Einsam wandelt der Freund im Rosengarten“... das die Blätterin sie gelehrt, oder: „Sprang ein Häslein übers Feld“. Aber zuletzt wurden sie müde. Der Staub lag so dicht auf der Straße, daß er ihnen in die Augen flog und sie blinzeln machte. Die Hufe des Pferdes klapperten gleichmäßig und langweilig: Klack, klack, klack, der Christian nickte auf dem Bock, und kein Vogel sang. Es war heiß und still. Zuletzt schliefen die Kinder trotz des Holperns ein, und als sie schlaftrunken erwachten, kratzte der Gaul den Boden vor dem grünen Gartentor, der Christian riß den Schlag auf und rief: „Aussteigen, Rosenhof!“ genau in dem Ton, wie man ihm erzählt hatte, daß die Beamten der neuen Teufelserfindung, der Eisenbahn, riefen, wenn sie halten wollten.

Die Kinder stiegen aus, und schon kam Berene den schmalen Weg herunter; sie sahen Onkel und Tante oben zwischen den beiden Lannen stehen, die wie unbeistehliche Wächter den Eingang hüteten.

Bernhard schleppte eifrig den Reisefack mit dem Hirsch. Susanna hat sich nicht gewehrt, als ihr Berene die Basler Blumenschachtel von 1795 abnahm.

Onkel Daniel Schwendt wartete mit einer uneingestanden Ergriffenheit auf sein neues Töchterlein. Er holte sein rotes Foulardtuch hervor und wuschte sich die Stirne. Tante Ursula überflog in einem Augenblick die Gestalt des Kindes, das da zierlich und sauber, die Füßchen auswärtig gestellt und das Hälschen bescheiden geneigt, auf sie zukam. Susanna gefiel ihr.

Kein Flecken, kein verhöhenes Fältchen, kein sich vor-drängendes Wort, keine zudringliche Bitte, so dachte sie, als die Kinder am Tische saßen, Zuckerpflaumen aßen und Schwarzbrot, und goldenen Honig in Waben vor sich hatten auf grünen, ein Nebenblatt bildenden Tellern.

Als Susanna von den feingehackten Pfefferminzblättern aß, die auf einem zierlichen Kristallteller zu der Butter gereicht wurden, gefiel der Tante das besonders gut. Sie ist kein Bauer, der nicht ist, was er nicht kennt, dachte sie. Als die Kinder satt waren, trug das kleine Mädchen mit leichten Schritten und geschickten Händen das Brett mit dem Geschirr hinaus, ohne daß jemand sie das geheißt hätte. Darauf sah sie sich um, und als sie hinter dem kalten Kachelofen eine kleine Bürste und eine Schaufel hängen sah, holte sie beides und wuschte die Brosamen, die auf dem Tische lagen, sorglich darauf und warf sie zum Fenster hinaus.

Tante Ursula flüsterte Daniel ins Ohr: „Was sagst du dazu?“ Er nickte befriedigt, denn wenn ihm auch häuslich geschulte Kinder kein Lebensbedürfnis waren, so wußte er doch, daß dies Zeichen einer guten Zucht dem Schülking hier im Hause die Wege ebnete.

Er fragte Bernhard, ob sie sich das Füllen ansehen wollten, das vor drei Tagen zur Welt gekommen, und schmunzelte ob dem Jubelruf des Knaben und des Mädchens eifrigem Nicken.

„Run?“ fragte er, als man die Kinder über den Ries

springen hörte. Mit unvorsichtigem Lob seiner Ursula Widerspruch zu reizen, fiel ihm nicht ein.

„Ueber Erwarten gefällt sie mir“, sagte Ursula. „Schwendt, mit dem Kind werden wir wenig Mühe haben. Sie hat Talent.“

„So“, sagte der Onkel. „Zu was?“

„Zum Rechtun“, antwortete Ursula kurz.

„Schön, schön, mir gefällt sie auch mit dem kleinen Mündchen und dem schlanken Hälschen.“

„Ihr Männer seht immer nur auf das Aeußere“, sagt sie scharf, „Tugend kommt in euren Augen erst lange nachher. Was würdet ihr sagen, wenn wir Frauen es mit euch auch so machen wollten?“ Onkel Daniel lachte herzlich.

„Probier's nur, vielleicht kehrt du von unserer Tugend gerne zu unserer Schönheit zurück. Ich will übrigens hinuntergehen und den beiden ein wenig unsere Bäume zeigen.“ Sie waren sein Steckenpferd, und er kannte jedes Knösplein, jedes Blättlein und jeden beginnenden Fruchtknoten an seinen Pflinglingen.

„Ich komme mit“, sagte Ursula. Sie band sich ein Tüchlein von Crêpe de Chine um die Ohren, obgleich es heiß war, und nahm ein Körbchen mit einer Baumschere darin an den Arm. Ueberall pflückten ihre flinken Finger ein dürrtes Blatt, schnitten eine Ranke ab oder eine verblühte Blume oder bückten sich nach einem Unkraut, und als der geduldige und stets aufs neue mit ihr stehende Onkel endlich bei den Kindern ankam, war das Körbchen bis an den Rand gefüllt mit Ueberflüssigem.

Das Füllen war so entzückend, daß sogar Susannas Augen glänzten und ihre Wangen rot anliefen wie die Zuckerpflaumen, die sie schütteln durfte.

Sie ging neben dem Onkel von Baum zu Baum durch den Obstgarten und ließ sich von ihm Sorten und Ertrag erklären, und wieder wandelte sie artig neben der Tante und bewunderte die Rosen, die in unglaublicher Pracht und Fülle in der Sonne dufteten und ganze Fluten Wohlgeruchs über das Land sandten. Zuletzt durften die Kinder als große Vergünstigung die Leiter zum Heuschobler hinaufflettern, wo die Kage fünf schneeweiße Zunge versteckt hatte und sich nun mit Fauchen und Brummen zu ihrer Verteidigung bereitmachte.

Als der Abend kam, hatte Susanna schon die Erlaubnis erhalten, Onkel und Tante zu sagen. Sie holte dem Onkel den Fidißbus und zündete ihm die Pfeife an. Er behauptete, sie hätte ihm noch nie so gut geschmeckt, was Tante Ursula zu einem mißbilligenden Naserümpfen brachte, denn Uebertreibungen konnte sie nicht leiden.

Die Tante Ursula gewann Susanna, indem sie ihr von selbst das durchbrochene Körbchen mit dem Stridzeug brachte und einen Schemel herbeifolte, eine Aufmerksamkeit, die um 1855 herum unerläßlich war für ein wohlherzogenes Mädchen.

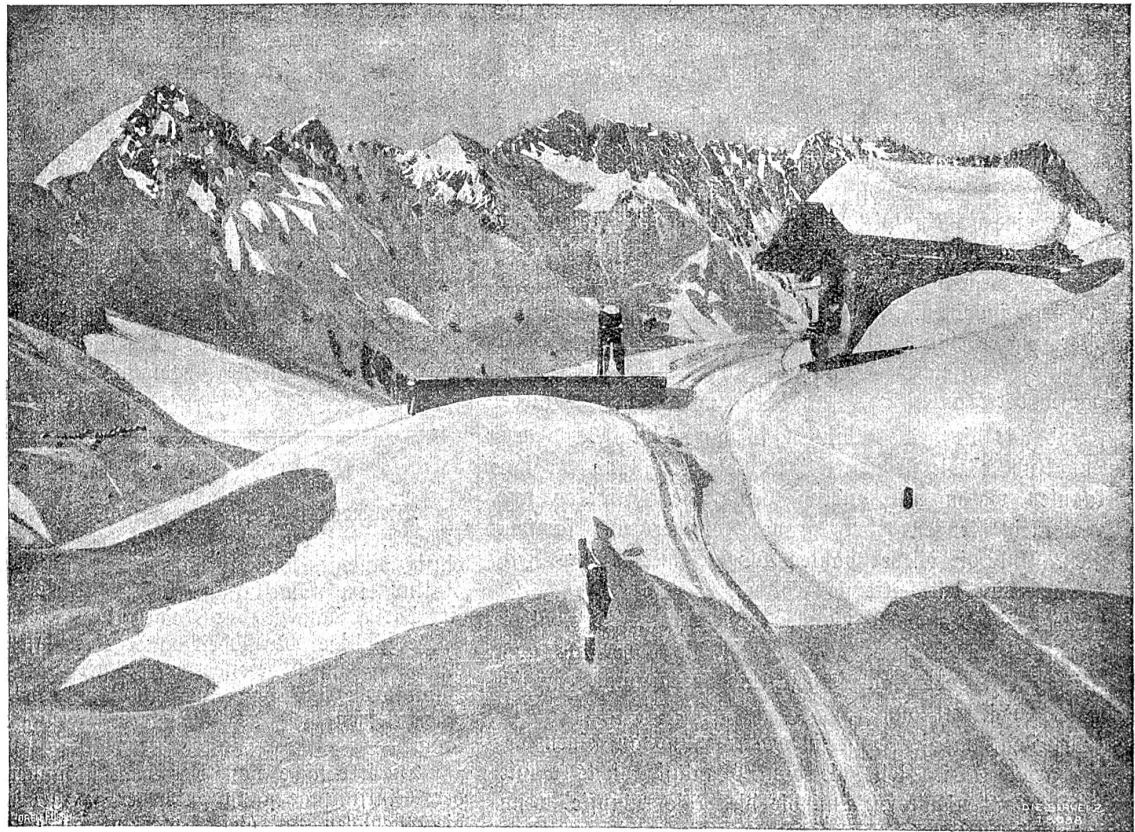
Bernhard, der heute sehr bescheiden sein mußte, wollte er nicht unbedenklich gegen die neue Pflügetochter abstecken, machte sich in der Küche bei Berene nützlich, half ihr das Geschirr aufwaschen — Berene duldete leider keine Nebenmagd. Kutscher, Gärtner und Gärtnerin mußten ihr helfen — und ließ sich von ihr die Taschen mit Rammenbirnen stopfen. Er war ihr Liebling. Da sie bis zum Hals voll Neugier war, begann sie ihn auszufragen.

„Bernhard, hat das Mädchen seine Bildung?“ — Er nickte.

„So, was halt so ein Mädchen weiß.“

„Ist sie nicht ein Fraß?“ fuhr die alte Magd fort. „Gelt, sie ist einer, Bernhard?“ Aber da wehrte er sich. —

„Gar nicht. Fein ist sie und sehr schön. Der Bürgermeisterkarl hat's auch gesagt und mir zwei Glasmarmeln gegeben, daß ich mit ihr in seinen Garten gehen solle.“



[Gottl. Kägi. — Saftlerberge.

„So“, sagte

Berene. „Ich will dir etwas sagen, Bernhard. Gedrechselt ist sie wie eine Puppe und hochmütig wie ein Aff'. Das seh' ich auf zehn Schritt.“

„Du bist ja kurzichtig, Berene“, warf Bernhard ein.

„Das ist egal, das rieche ich. Da ist mir eure Anni mit den Wollenhaaren viel lieber. Freilich, unserer Frau wird die Susanna gefallen.“

„Und dem Onkel Daniel auch“, sagte Bernhard ernsthaft. „Sie ist viel netter als wir Könige alle. Sie ist wie eine Prinzessin.“

„Und du bist ein Königssohn“, lachte die Köchin. „Erlösen könntest du sie auch, sie hat's nötig.“ Sie sagte nicht von was, aber Bernhard merkte, daß Susanna an Berene keine Freundin hatte.

Er ging zu Onkel und Tante ins Wohnzimmer. Es war steif und doch gemütlich. Alle Möbel hatten Rücklehnen, die aus lauter Stäbchen bestanden und wie ein Gartenzaun aussahen. Die Polster waren grün. An den Wänden hingen Schattenrisse, der von Großmutter und Großvater Schwendt war der schönste. So zierlich geschnitten und umrahmt von schwarzen Bergißmeinnicht und Selängerjelieber. Die Großmutter saß da in einer großen Halskrause und strickte. Der Großvater hielt eine lange Pfeife in der Hand. Er schlug die Beine übereinander. Die Kinder, also die Frau Pfarrer König und Onkel Daniel, lasen eifrig in einem Büchlein und eines hielt ein Sträußchen, das andere einen Reifen in den Händen. Zwischen allen vierten stand ein runder Tisch mit Kaffeekanne und Zuderdose darauf. Es war der einzige Fehler, den der Künstler gemacht, daß die Zuderdose viel größer war

als die Kanne. Aber am Ende war alles ganz richtig, und die Dose sah in Wirklichkeit aus wie eine Suppenschüssel. Man kann nie wissen.

Zwischen den Schattenrisse der Großeltern hingen die Erzeugnisse einer neuen, raffinierten, französischen Kunst. Es waren Daguerreotypien, silberglänzend, mit einem störenden Lichtschein darauf, daß man sie nicht betrachten konnte, ohne sie hin und her zu drehen. Neben dem Ofen hing ein mächtiger Fußsack, auch im Sommer, und ein Pfeifenbrett voll Pfeifen zeigte, daß die Tante Ursula zu den Frauen gehörte, die ihre Männer lieber mit einer Pfeife daheim als ohne oder gar mit der Pfeife auswärts wußten.

Sechs gute alte Delbilder erzählten von viel Schönheit, die in der Schwendtschen Familie daheim gewesen sein mußte.

Schmale grüne Vorhänge schlossen die Fenster ab, und weiße Vorhänge blinkten hinter den grünen. Sie wurden alle Jahre zweimal abgenommen, gewaschen und so schön geflickt, daß Leute über vierzig Jahre den Schaden ohne Brille nicht finden konnten.

Unter dem Tisch hielt sich ein großer Teppich nicht für zu gut, einem jeden die Füße zu wärmen, der sie darauf setzen wollte, trotzdem eine Schäferin und sechzehn Schafe nebst Hund und Liebesbrief darauf gestickt waren.

Das war Tante Ursulas Wohnzimmer, denn es war in Wahrheit ihr Zimmer. Tadellos, vom ersten Januar bis zum Silvester dasselbe, sauber, kühl im Sommer und nie recht warm im Winter, und ohne Blumen. Sie machten zuviel Arbeit, sagte die Tante.

Das Zimmer Susannas, das neben dem der Tante

lag — der Onkel hatte sich bis aufs Blut gewehrt, als er das nüchterne Stübchen sah, in das er einquartiert werden sollte — gleich in nicht sehr langer Zeit dem der Tante aufs Haar.

Ebenso kühl, ebenso sauber, ebenso steif, ebenso tadellos. Nur hing statt eines Daguerreotyp ein gesticktes Bild darin, das Susannas Mutter gehört hatte und einen Bagen mit einem Windspiel und einem schönen Fräulein mit einem Papagei darstellte.

Ebenso praktisch wie bei Ursula hingen Schwamm und Zahnbürste in einem filochierten Säcklein zum Trocknen am Fenster, und ebenso bestimmt und rechthaberisch standen die braunen Pantöffelchen Susannas unter dem Bett wie die schwarzen der Tante. Der Unterschied lag nur in der Farbe.

Und wie die beiden Stuben, so waren ihre Bewohnerinnen. Und so wie sie waren ihre Bekannten, und wie ihre Bekannten waren alle andern Leute, die Falbalas und Ohrenlöcklein trugen oder graue Zylinder und samtene Westen. Und die wieder pafsten ausgezeichnet in ihre Zeit, denn eben die Zeit hatte sie gebildet.

Die Zeit des bedürfnislosen Bürgertums, des allernüchternsten Bürgertums, dem sowohl die höher als auch die tiefer Stehenden anheimgefallen waren und dem sich niemand entziehen konnte.

Die Zeit, da die Kunst sich verkroch und auf einen Erlöser wartete. Die Zeit, die von Phantasie nichts wußte und von Geist nicht viel, und die die Nase rümpfte, wenn sie ihm begegnete.

Aber sicher war es die Zeit der Tüchtigkeit, der braven Ehrbarkeit, die Zeit der schmalen Briefe mit der gelben Oblate hinten und dem Basler Täubchen vorne. Die Zeit, da der Bakel hinter der Türe stand, der von einem jeden gehandhabt wurde, der sich dafür berufen fand.

Und leider war es auch die Zeit der schmurgeraden Tischbeine und der geraden Aermel an den Frauenhemden, den fürchterlichen Aermeln, die bis über die Ellenbogen fielen, daß auch der hübscheste Arm darin wie ein Spargel aussah und es ganz auf eins herauskam, ob jemand sich runder, weicher Glieder erfreute oder grober Knochen wie ein Hörterweib. Es kam alles auf dasselbe heraus, denn man sah es doch nicht.

Dafür herrschte andererseits die Nachthaube bei Männern und Frauen. Einesteils, weil es auf etwas mehr oder weniger Häßlichkeit gar nicht mehr ankam, andererseits, weil die fetten Haare die sauberen Kissenbezüge beschmutzten.

Daß in dieser Zeit die Leute mehr zu ebener Erde gingen, als daß sie flogen, ist das zu verwundern? Oder daß sie die Brüderie mit echtem Schamgefühl verwechselten? Oder daß sie die Liebe einfingen, ihr die Flügel beschnitten und sie der Langeweile überantworteten?

Wer wundert sich, daß Tante Ursulas Zeitgenossen der Liebe nur dann einen Kuß gestatteten, wenn die Verlobungsfeier vorüber war? Beileibe nicht vorher und auch nachher nur, wenn sie Zügel und Zaum trug.

(Fortsetzung folgt.)

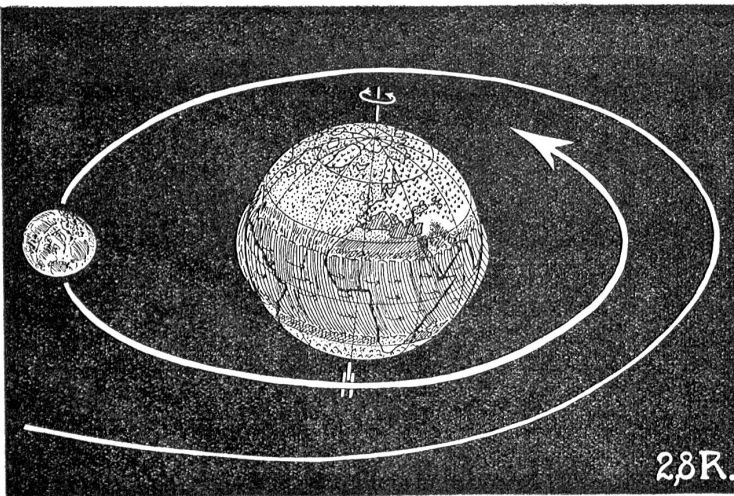
## Das Rätsel der Sintflut.

Die neuere Forschung hat nachgewiesen, daß der biblische Bericht von einer Sint- (= allgemeinen) Flut nicht einzig dasteht, sondern daß sozusagen jedes Volk und jede Kultur eine Sintflutlage besitzt. Diese Flutsagen gleichen sich darin, daß sie durch eine große Ueberschwemmung die ganze sündige Menschheit untergehen lassen mit Ausnahme einiger wenigen besonders frommer oder sonstwie besserer Individuen und daß auch die Tierwelt untergeht bis an einen kleinen Rest, der sich mit den wenigen Menschen retten kann. —

Die Tatsache von der weltumspannenden Verbreitung der Sintflutlage kann entweder so gedeutet werden, daß die Menschen zur Zeit der Flut an einem gewissen Ort auf der Erde zusammengelebt, gleichsam in einer Völkerwiege, und daß sich die Sage von der großen Ueberschwemmung, die zufällig diesen Ort betroffen, dann mit dem Wachstum des Menschengeschlechts rings um die Erde herum verbreitet habe; oder dann so, daß eine allgemeine Flut einst wirklich den ganzen Erdball heimgesucht hat. Die Gelehrten neigen heute mehr zu dieser zweiten Deutung hin. Das gleichzeitige Auftreten von Armenischen an den verschiedensten Stellen der Erde ist nachgewiesen; es verhält sich damit wohl wie mit dem Leben überhaupt, das wahrscheinlich auch nicht an einer einzigen Stelle unseres Himmelskörpers, sondern an mehreren Orten zugleich entstanden sein mag.

Die Naturwissenschaft hat bis heute noch keine glaubwürdige Deutung für das Sintflut-Phänomen gefunden. Auch dann befriedigt sie nicht, wenn sie kosmische Kräfte herbeibemüht. Die einen wollen eine Schwankung der Sonnenstrahlung für die Sintflut verantwortlich machen, derart, daß einmal ganz besonders viel Wasser verdunstete, um nachher bei einem plötzlichen (kosmischen) Kälteeinbruch als 40tägiger Regen wieder zur Erde zu fallen. Andere bringen die Sintflut mit dem Abschmelzen der Eiszeitgletscher in Zusammenhang, das durch kosmisch bedingte intensive Sonnenwärme bewirkt wurde. Vor 20 Jahren trat der Astronom Arthur Stenkel mit einer vielbeachteten Erklärungstheorie auf. Nach ihm war die Sintflut die Folge des Zusammenstreffens der Erde mit dem Halleyschen Komet.

Eine höchst interessante Theorie hat in neuester Zeit Ingenieur Hörbinger, der Begründer des Welteislehre,\*) zum Sintflut-Problem beige-steuert. Nach Hörbinger war es kein Komet, sondern der Vorgänger unseres heutigen Mondes, der die große Flut brachte. Dies war ein früherer Trabant der Erde, der sich der Erde in spiralförmiger Bahn



Der Mond in einer Nähe von 2,8 Halbmessern zur Erde. Die Gürtelflut in ihrer höchsten Ausbildung. Unmittelbar vor sintflutliche Zeit. Die Menschen bewohnen nur noch wenige Asyle.

\*) Man vergleiche den Aufsatz in Nr. 42 des letzten Jahrganges.